

Christian Heitz, **Die Guten, die Bösen und die Hässlichen. Nördliche ›Barbaren‹ in der römischen Bildkunst.** Antiquitates, Band 48. Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2009. 300 Seiten Text mit 10 Schwarzweißabbildungen und 67 Schwarzweißtafeln in einem Band.

Mit dieser Publikation legt Christian Heitz eine überarbeitete Fassung seiner Dissertation an der Universität Heidelberg von 2003 vor. Den Druck hat er dem ›Verlag Dr. Kovač, Fachverlag für wissenschaftliche Literatur‹ in Hamburg anvertraut, welcher an ihn herangetragene Dissertationen preisgünstig veröffentlicht. Dazu konnte der Verfasser auf eine finanzielle Unterstützung in Form eines Druckkostenzuschusses durch die Dr.-Walther-Liebehenz-Stiftung, Göttingen, zurückgreifen.

Die Arbeit gehört dem weiten Themenbereich der Barbarenikonographie in der antiken Kunst an, wobei der Verfasser sich den »nördlichen Barbaren« in der römischen Kunst widmet. Es geht also im Grunde um eine Analyse von Fremdenbildern. Was die römischen Barbarendarstellungen betrifft, sind diese überwiegend Feindbildkonstruktionen.

Dieser Sachbereich erfreut sich nicht erst in jüngerer Zeit verstärkter Aufmerksamkeit, auch wenn uns der Autor etwas anderes weismachen will (S. 16). Es erstaunt daher, dass bis jetzt keine Besprechung des Buches oder kritische Auseinandersetzung damit entstanden ist.

Mit dem Markieren des Barbarenbegriffes in Anführungszeichen möchte Heitz offenbar eine Relativierung desselben und eine gewisse Distanzierung zu ihm anzeigen. Der Barbarenbegriff soll »nur in seinem ethisch wertenden Aspekt« gebraucht werden (S. 26).

Mit dem Titel insgesamt entzieht sich der Verfasser der Frage, um welche »Nordbarbaren« es sich bei den von ihm ins Auge gefassten Menschenbildern denn genau handelt. Worum es ihm in seiner Untersuchung und Darstellung geht, steht im Haupttitel – oder nennen wir es das Präludium zu diesem: »die Guten, die Bösen und die Hässlichen«; allesamt Begriffe, denen wertende Absichten und Tendenzen zugrunde liegen, und was quasi als Prämisse nach Ansicht des Autors bei den von ihm vorgelegten römischen Darstellungen der Fall sei.

Der Titel ist insofern mit Berechtigung gewählt, als derartige wertende Darstellungstendenzen den römischen Barbarenbildern insgesamt fast durchwegs innewohnen, und weil es in der Tat manchmal nicht leicht, wenn nicht

unmöglich ist festzustellen, ob überhaupt bestimmte, und wenn ja, welche »Nordbarbaren« im Einzelfall mit der Abbildung gemeint sind. Es geht dem Verfasser also nicht um eine Identifizierung ethnischer Gruppen in den Bildwerken und eine etwa daraus erkennbare Differenzierung in deren Behandlung durch Rom, auch wenn er immer wieder bei derlei Fragen ankommt.

An den Anfang des 266 Seiten starken Haupttextes setzt Heitz eine längere, sechsundzwanzig Seiten umfassende Einleitung, die den forschungsgeschichtlichen Hintergrund beleuchten sowie zur Begriffsklärung beitragen soll. In der Forschungsgeschichte könnte man auf die Vorläufer der Barbarenbildforschung im neunzehnten Jahrhundert hinweisen und die Arbeiten anführen, welche unbedingte Wegbereiter für alles Weitere waren, bevor man auf die Sammlung von Karl Schumacher aus dem Jahr 1909 hinweist, die ja nur das Germanenbild umfasste. Ich nenne Piotr Bienkowski (*De simulacris barbarum gentium apud Romanos. Corporis barbarorum prodromos* [Krakau 1900]); aber auch Adolf Furtwänglers Untersuchung »Das Tropaion von Adamklissi und provinzialrömische Kunst« (München 1903) sollte man nicht außer Acht lassen, ebenso die großen Werke zu den römischen Triumphsäulen aus dem Jahr 1896 von Eugen Petersen, Alfred v. Domaszewski, Guglielmo Calderini und Conrad Cichorius. Aber die Auseinandersetzung mit dem antiken, auch dem römischen Barbarenbild geht natürlich noch bedeutend weiter zurück, wobei die Germanenbildforschung schon 1837 an einer Arbeit von Friedrich Thiersch festgemacht werden kann. Alexander Conze, damals erster Lehrstuhlinhaber für Klassische Archäologie an der Universität Wien, hielt bereits Anfang 1872 eine öffentliche Vorlesung mit dem Titel »Über antike Barbarenbilder«.

Etwas irritierend empfindet man die bereits in der Einleitung einsetzende Verwendung eines Wortes »Nordling«, offenbar im Sinne von »Menschen aus dem Norden«, das in der Wissenschaftssprache völlig ungebrauchlich ist und vom Verfasser wie selbstverständlich und ohne nähere Bestimmung oft benutzt wird.

Ansonsten kann man dem Autor in seiner knappen Darstellung der Forschungsgeschichte, insbesondere auch den kurz angerissenen wissenschaftspolitischen Implikationen in der Zeit des NS-Regimes folgen, nur dass es damals durchaus keine völlige Enthaltensamkeit hinsichtlich der Bearbeitung und Publikation römischer Germanenbilder gab, die im Übrigen dann nicht immer im ideologischen Sinn instrumentalisiert waren. Dies ließe sich zum Beispiel an Karl Schumachers Germanenkatalog von 1935 zeigen, in welchem der Autor sich schon mit seinem nicht konformen Sprachstil von vielen gleichzeitigen Texten deutlich abhebt.

Zum Abschluss seines forschungsgeschichtlichen Abrisses definiert der Verfasser das Ziel, das er mit seiner Arbeit verfolgt, nämlich »die Untersuchung der sozialen Einbettung und Nutzung der Barbarenbilder«. Es geht ihm »um die Betrachtung der Frage, wie und warum Nicht Römer zu welcher Zeit von welchem Auftraggeber und an welchem Ort dargestellt wurden«.

Doch bis dahin holt der Autor noch etwas aus, indem er innerhalb eines Abschnittes »Zur Begriffsklärung« (S. 17–26) zunächst der Frage »Was ist »fremd?« nachgeht. Vor dem Hintergrund der modernen Fremdheitsforschung zeige sich, dass »moderne Abgrenzungsmechanismen [sich] kaum von den schon in der Antike geläufigen Methoden der kulturellen Distinktion« (S. 17) unterscheiden. Naturgemäß kann die Auseinandersetzung mit einem so weiten Feld wie der »Fremdheitsforschung« im Rahmen einer archäologischen Facharbeit nur eklektisch sein, obschon der Verfasser bemüht ist, inhaltlich und terminologisch die nach seiner Ansicht für sein Thema »relevanten Ansätze der modernen Fremdheitsforschung« anzubringen. Dabei werden allerdings längst zur *Communis opinio* geratene Tatsachen angeführt, etwa beim Thema Gruppenzugehörigkeit und Identifizierung. Hier unterschätzt der Autor seine Leserschaft. Zudem wird vorausgesetzt, dass sich moderne »Fremdheitsforschung« vorbehaltlos auf antike Verhältnisse übertragen lässt. Indes sind Aspekte des Kontrastiven (S. 22–26) vielfach in den antiken Fremdenbildern zu erkennen, die damit ein »Gegenbild zum eigenen Selbstverständnis« (S. 21) abgeben. An Literatur möchte ich hier ergänzen: A. Gestrich / L. Raphael, *Inklusion – Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart* (Frankfurt a. M. 2004).

Ein umfangreiches Kapitel ist den Nordvölkern in den Schriftquellen gewidmet (S. 27–64). Dies ist methodisch gewiss folgerichtig, will man das in den Texten zum Ausdruck Gebrachte beim Lesen der Bilder berücksichtigen. Hier greift Heitz zunächst in einer Debatte über »Grenzen des »Römischen«« etwas weit aus und diskutiert Dinge, wie zum Beispiel Fragen des römischen Bürgerrechtes, die mit den römischen Barbarenbildern unmittelbar nichts zu tun haben. Aus einer beliebigen Zusammenstellung lateinischer Autoren mit politischem beziehungsweise militärischem Hintergrund leitet der Verf. ab, es habe im alten Rom »nie eine klare Trennung von [...] politisch-militärischem und literarischem Schaffen« gegeben (S. 33 f.). Dass die zeitgenössische Ethnographie jeweils allein auf »veraltete Beschreibungen früherer Zeiten« zurückgegriffen habe (S. 33), ist im Einzelfall gewiss gegeben, man darf dabei aber die Aktualität der Informationen nicht außer Acht lassen, wie sie auf verschiedenem Wege kontinuierlich in das Innere und Zentrum des römischen Reiches gelangen konnten und dies auch taten, etwa durch Gefangene, die im Triumphzug der Bevölkerung präsentiert wurden (vgl. S. 132), oder Geiseln aus fremden Völkern, deren Anwesenheit in Rom wohl schwerlich verborgen blieb, um nur zwei Anhaltspunkte zu geben. So darf man keinesfalls wie der Verfasser postulieren, das Bild des Nicht Römers habe »seine Autorität aus der literarischen Überlieferung« erhalten (S. 34), zumindest ist dies nur ein Teil der Wahrheit.

Es folgt (S. 34–43) unter der Überschrift »Poseidonische Lehren und die Ausbildung eines Topos« eine heterogene Zusammenstellung von historischen, nördliche Völker und Rom betreffenden Ereignissen,

angefangen bei der Geschichte um Brennus und den späteren Keltenzügen nach Süden bis zu den Kimbern und Teutonen – Altbekanntes also. Hier lässt der Autor sich auch auf das klimatheoretische Denkmodell bei Poseidonios ein und leitet über zur antiken Physiognomik, deren Grundsätze bei der Bewertung von antiken Bildnissen eine Rolle spielen können.

Wenngleich es nicht das bedeutendste Kriterium bei der Bewertung einer wissenschaftlichen Arbeit sein sollte, so muss dennoch festgestellt werden, dass dem Rezensenten immer wieder Textpassagen aufstoßen, die auf Grund ihrer Schachtelsätze nicht nur den Leser über Gebühr beanspruchen, sondern gelegentlich auch dem Autor selbst grammatikalisch gleichsam ein Bein stellen: »Die ›Richtigkeit‹ dieses Eindrucks wurde nicht zuletzt durch die Ereignisse bestätigt, die die Römer zwar nicht direkt betrafen, mit der immer stärkeren Interaktion zwischen Rom und Griechenland besonders auf intellektueller Ebene einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Bewertung der Nordvölker auch in der römischen Welt hatten«.

Dann bringt der Verfasser einige bekannte, oft topische antike Beschreibungen der Kelten und weist mit Recht auf die Bedeutung des Poseidonios hin. Hier hätte er unbedingt die Arbeit von Johannes Engels (Augusteische Oikumenegeographie und Universalhistorie im Werk Strabons von Amaseia, *Geographica Historica* 12 [Stuttgart 1999]) zur Hand nehmen müssen, die sich intensiv auch mit Poseidonios auseinandersetzt. Ebenso zu nennen wäre ein Aufsatz von Reimar Müller (Das Barbarenbild des Poseidonios und seine Stellung in der philosophischen Tradition, *Emerita* 61, 1993, 41–52).

Dass dem Autor immer wieder »Verschreiber« passieren, sei nur am Rande kritisch vermerkt. So nennt er die pseudoaristotelische Schrift nicht »Physiognomica«, sondern »Physiognomica«, und öfters fehlt auch schon einmal ein Zeitwort (z. B. S. 43, dritte Zeile von unten).

Im Abschnitt »Die Gleichheit der ›Anderen‹« (S. 43–47) geht der Verfasser auf den topischen Charakter vieler Merkmale der Nordvölker in den literarischen Quellen ein. So manches könnte sich indessen in der Wahrnehmung der Römer durchaus so verhalten haben, wie es die Texte schildern. Der Unterscheidung zwischen Galliern und Germanen durch Cäsar, einer im Grunde revolutionär neuen Sicht der Welt nördlich des römischen Reiches, widmet Heitz einen einzigen Satz und versäumt die Nennung wichtiger Fachliteratur dazu. Für die Erkenntnis, dass seit damals eine Unterscheidung zwischen Galliern und Germanen auch im gestalteten Bild möglich wurde, ist das aber von grundlegender Bedeutung. Stattdessen verharret der Autor bei der Topik, wobei er sich auf eine Zusammenstellung der betreffenden Merkmale aus dem Jahr 1925 beruft. Ganz sicher scheint er sich aber gar nicht zu sein, denn in einer Fußnote (S. 46 Anm. 200) schwächt er die Konsequenz seiner Ausführungen selbst ab, es sei sicherlich nicht alles aus der Luft gegriffen, und erkennt mitunter eine »Abweichung vom Topos« (S. 51). (Auch in der eben

angeführten Fußnote gibt es mit der Formulierung »die wiederum von personalen, möglicherweise schon verdrehten Zeugnissen einzelner Zeitzeugen fußen« einen groben sprachlichen Lapsus.) Es waren nicht »die Nachrichten vom tiefst fremdartigen und räuberischen Wesen der Invasoren«, mithin der nördlichen Barbaren, welche diese als »eine Aggression barbarischer Räuber gegen das römische Italien« (S. 47) erscheinen ließen, sie waren es vielmehr oft genug tatsächlich, und das Eindringen hatte den Charakter von Beutezügen. Jedenfalls ist der Verfasser der festen Überzeugung, eine literarisch evidente »unklare Trennung zwischen den ethnischen Einheiten« lasse sich auf die »Ausbildung eines allgemeinen, ›klassischen‹ Nordvölkertyps« beziehen oder sei für einen solchen verantwortlich (S. 47). Es folgt ein Abschnitt »Zu Gallierangst und Teutonenwüten« (S. 48–51), in dem der Autor sich auf die Arbeit von Heinz Bellen berufen kann, sowie einer über »Politische Logik und die Abweichung vom Topos« (S. 51–55). Hier soll gezeigt werden, »wie das grundsätzlich stark auf Kontrast basierende Nordvölkerschema trotz seiner Konstanz auch variiert werden konnte«. Es wird deutlich, wie in antiken Schriften auch differenziert über »Barbaren« gedacht und berichtet werden konnte, ein Phänomen, das sich durchaus auch in den bildlichen Darstellungen von Barbaren finden lässt. Dabei konnten ohne weiteres Verhältnisse im Hintergrund gestanden haben, wie sie der Verfasser in dem von ihm so genannten Abschnitt »Praxisorientiertes Leben und der Abstand vom Topos« (S. 55–64) berichtet. Es verwundert uns ganz und gar nicht, dass für die angeführten römischen Händler Böhmen »ein profitabler Markt« war (S. 64). Wir wissen von dortigen, Rom sehr verbundenen germanischen »Klientelfürsten«, was sich wohl auch auf die übrige Bevölkerung weitgehend übertragen haben dürfte. Und schließlich stammen aus diesem Raum mit den Bistchen auf dem bronzenen »Germanenkessel« von Muschau (Tschechien; die neu entdeckte Gattung so benannt vom Rez.) mit die edelsten Menschenbilder von Germanen, die wir aus der Antike kennen. Das wären wohl die »Guten« aus dem Titel des hier besprochenen Buches; doch die lässt der Autor unverständlicherweise weg, ebenso wie er auch jene drei Germanenbistchen nicht nennt, die sich auf einem weiteren Germanenkessel befinden, demjenigen von Klein Zarnow (Polen). Es sind gerade diese Werke hervorragende Beispiele dafür, dass in den Barbarenbildern sehr wohl und ausdrücklich ganz bestimmte und eindeutig benennbare Ethnien gemeint sein konnten, und eben nicht nur Stereotypen.

Auf Seite 65 schließlich kommt Heitz zum eigentlichen Thema seiner Arbeit, den bildlichen Darstellungen. Wichtig scheint es ihm zu sein, bei den Darstellungen den »Erfahrungshintergrund [...], der von dem Verfertiger und Auftraggeber des Monuments geprägt war«, und »die gedankliche Konzeption des Gegners« zu trennen (S. 67). Wer dem Verfasser hierin nicht folgen kann, wird das auch nicht mit Hilfe eines sogleich nachgelieferten Zitats aus einem Text von Emanuel Loewy können, mit welchem der Autor auf »die psychologischen Mecha-

nismen auch der antiken Kunst« hinzuweisen trachtet, und auf welches er offenbar in Paul Feyerabends »Wider den Methodenzwang, Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie« (Frankfurt a. M. 1976) gestoßen ist (S. 67 mit Anm. 342).

Konkreter wird es wieder im Abschnitt »Erkennungsmerkmale des Nordmenschen« (S. 68–71), wo der Verfasser einige wenige antike Literaturstellen anführt und manches darin Festgehaltene zu Aussehen und Tracht der »Nordmenschen« in Bildwerken bestätigt findet. Richtig wird bemerkt, dass die Gallier nach ihrer Befriedung als Feindbild keine Rolle mehr spielten. Der von Heitz festgelegten Prämisse, »der vorher für die Gallier übliche ikonographische Typ« sei »problemlos übernommen und auf die Germanen angewandt« worden (S. 71 mit Anm. 360, worin der Verfasser älterer Literatur folgt), kann der Rezensent überhaupt nicht folgen. Tatsache ist vielmehr, dass in augusteischer Zeit durchaus neue Fremdenbilder und Barbarentypen geschaffen wurden, die nach den Galliern, den geänderten historischen Umständen entsprechend, neue Feindbilder darstellten: zuerst die Parther, wenig später die Germanen (siehe dazu Rez., Antike Germanenbilder [Wien 2004]), letztere zuerst im Münzbild.

Mit Münzbildern beginnt denn auch die Betrachtung der »Nordvölker in der Staatskunst« (S. 72–90). Mit erstaunlicher vermeintlicher Sicherheit spricht Heitz den Fremdenbildern jegliches ihnen eventuell zugrunde liegende ethnographische Interesse seitens ihrer Erschaffer ab. Absolut gesicherte, in römisch-germanischem Kontext verortete Darstellungen mit »nördlichen Barbaren« will er partout nicht als Germanenbilder bezeichnen, selbst wenn auf ihnen nördliche Barbarentypen erscheinen, wie sie bisher in der römischen Ikonographie unbekannt waren, eben weil sie erst unter Augustus geschaffen wurden (siehe z. B. S. 87 Abb. 10). Geflissentlich unterlässt der Verfasser die Nennung von Literatur, die seine ethnisch unbestimmt bleibenden Barbarenbilder als solche von Germanen interpretiert. Denn was sonst, wenn nicht einen Germanen, soll der Barbar auf dem 13/12 v. Chr. datierten Denar des Gallus (S. 86 Abb. 9) denn vorstellen? (Vgl. aber dann dazu S. 145 »Germanen der augusteischen Münzen«). Überhaupt ist festzustellen, dass Heitz die nach Fertigstellung seiner Dissertation und bis zur Drucklegung, also 2003 bis 2008 erschienene Literatur nur sehr sporadisch zur Kenntnis genommen hat; lediglich für 2006 lässt sich eine Häufung an Zitaten beobachten, allerdings betreffen diese zumeist einen Text von ihm selbst.

Bei der Vorlage des Bildmaterials geht der Verfasser nicht chronologisch vor, sondern gliedert seinen Text in zahlreiche, meist inhaltlich bestimmte Abschnitte, deren fortlaufender Zusammenhang untereinander nicht immer schlüssig erscheint. Dabei berücksichtigt er etwa auch diejenigen Fremden, die in das römische Militär zum Beispiel als Equites singulares integriert wurden (S. 98).

Gelegentlich werden weitläufige Exkurse gemacht, wie zur Frage der in der römischen Armee getragenen

Tierfelle (S. 100–102). Bei der breit angelegten Beschreibung der Nicht Römer auf der Trajanssäule (S. 103–107) kann sich der Autor auf die für dieses Denkmal üppig vorhandene Fachliteratur stützen, welche er ausgiebig referiert; dasselbe gilt für seine Betrachtung des Trajansbogens von Benevent (S. 107–113). Die auf diesem Monument erscheinende »uneindeutige Tracht der Barbaren« möchte er als Beleg dafür sehen, »dass man schon in dieser Zeit mit dem alten, topischen Keltenschema (nackter Oberkörper) bricht und einen neuen Trachttyp für nördliche Völkerschaften entwickelt«, den er als »Germanenschema« bezeichnet. Hier ist Heitz wohl am vehementesten zu widersprechen, denn in Tracht gekleidete nördliche Barbaren gab es natürlich schon lange vor der trajanischen Zeit, und seit der augusteischen Zeit werden so Germanen auch charakterisiert.

Die schönsten und eventuell interessantesten Beobachtungen an Denkmälern, welche man den Lesern beibringen möchte, werden fragwürdig, wenn man zu ihnen auf Abbildungen verweist, auf denen eben genau das nicht zu erkennen ist (z. B. S. 117 zu Taf. 18, 1). Aber der Verfasser relativiert seine Beobachtung ohnehin selbst (S. 117 Anm. 598). Die Deutung der Szene auf dem Relief Mark Aurels (Taf. 17, 2) vom Konstantinsbogen im Sinne des von Münzbildern bekannten Rex-datus-Typus muss modifiziert werden, denn hier scheint nicht die Einsetzung an sich gemeint zu sein, sondern die Präsentation des bereits eingesetzten »Vasallenkönigs«. In diesem Fall wäre die zwar schon ältere, aber grundlegende Untersuchung von Robert Göbl (Rhein. Mus. Philol. 104, 1961, 70–80) anzuführen gewesen, welche der Verfasser auch Seite 149 nicht nennt. Dasselbe könnte man im Hinblick auf die vom Autor getroffenen Aussagen zur Mimik der Barbaren in den Schlachtdarstellungen (z. B. S. 121) einfordern, wozu der Rezensent sich in einem Buch ausführlich geäußert hat, das Heitz zwar in seiner Literaturliste angibt (S. 281 »Krierer 1995«), aus welchem er aber offenbar nur einige Abbildungen für seine eigenen Tafeln entlehnt hat. Sonst wäre ihm nicht entgangen, dass bereits dort (S. 145 Anm. 128) implizit ein Zusammenhang zwischen den auf der Marcussäule dargestellten Haarreißgruppen und physischer Vergewaltigung hergestellt ist, und nicht erst in der von ihm angegebenen Arbeit aus dem Jahr 2000. Hier anzubringen ist der Hinweis auf einen Aufsatz von Erich Kistler zu Barbarenfrauen als Kriegsoffer auf den römischen Triumphsäulen (in: R. Rollinger / Ch. Ulf [Hrsg.], Frauen und Geschlechter. Bilder – Rollen – Realitäten in den Texten antiker Autoren der römischen Kaiserzeit [Wien 2006] 123–137). Überhaupt muss man eine gewisse Beliebigkeit des Autors bei der Angabe von Sekundärliteratur feststellen. Weiterhin gibt es grobe Verschreiber, etwa Anmerkung 623, wo »Phylakendarstellungen« angeführt, aber Phylakendarstellungen gemeint sind. Dass Rom mit seinen Gegnern nicht zimperlich umgegangen ist, wusste man lange vor der redundanten Beschreibung der Markussäule (S. 120–124).

Es folgen kurze Abschnitte zum sogenannten Arcus Novus, zum Galeriusbogen und zum Konstantinsbo-

gen sowie den Reliefs in Iznik (S. 127–135). Bei den die römische Armee betreffenden Diskussionen fehlt besonders ein Band von Yann Le Bohec (Die römische Armee. Von Augustus bis Konstantin d. Gr. [Stuttgart 1993]), zum Konstantinsbogen wie früher im Text schon zum Septimius-Severus-Bogen wären Beiträge in dieser Zeitschrift von Gerhard M. Koeppel nachzutragen (Bonner Jahrb. 190, 1990, 1–64). Zu Fragen der kaiserlichen Leibgarde in der Spätantike (S. 129 f.) wäre unbedingt die auch methodisch bedeutsame Arbeit von Philipp von Rummel zu konsultieren gewesen (Habitus barbarus. Kleidung und Repräsentation spätantiker Eliten im 4. und 5. Jahrhundert [Berlin 2007], bes. S. 213–231 mit umfassender Diskussion, auch der Bildenkmäler, und viel Quellen- und Sekundärliteratur).

Mancherorts, wie im Falle der Bildbeschreibungen zum Konstantinsbogen, besteht ein eklatantes Missverhältnis zwischen Text und dargebotenem Bildmaterial, sodass vieles vom Verfasser Geäußerte nicht nachvollziehbar beziehungsweise anhand seiner Tafeln nicht überprüfbar ist (s. z. B. S. 131 f. oder S. 133 zu Taf. 24, 1, auf der angeblich »zwei Soldaten zwei Nordländer gefesselt vor sich herführen«, die auf der Abbildung indes nicht zu sehen sind).

Sodann kommt Heitz wiederum auf die Münzbilder zu sprechen, und zwar diejenigen der Kaiserzeit (S. 135–153). Es seien »vor allem die Legenden und die historische Einbettung der Münzen, die Hinweise auf die ethnische Zugehörigkeit der abgebildeten Nicht Römer vermitteln«. Viel Raum widmet der Verfasser dabei den Münzbildern mit »Tropaiongruppe« sowie jenen mit Darstellungen der Victoria. Wenngleich das Nachvollziehen von Entwicklungen innerhalb des gesetzten Rahmens notwendigerweise summarisch ausfallen muss, so bringt Heitz doch eine Fülle an Beobachtungen, und das Münzmaterial wird unter prägnanten Überschriften thematisch gegliedert und abgehandelt. Freilich resümiert der Verfasser auch hier manchmal Altbekanntes (z. B. S. 151 zum Lyoner Bleimedallion), und an einigen Stellen hätte man nicht nur neuere Literatur beibringen können, sondern die einbeziehen müssen, die man selbst in seiner Literaturliste hat. So erscheint Bernhard Overbecks Katalog »Rom und die Germanen. Das Zeugnis der Münzen« (S. 285) ganze zwei Male im gesamten Buch. Leider ist dieser Teil der Publikation so gut wie ohne Bildmaterial, für welches im Wesentlichen auf die Standardliteratur verwiesen wird, sodass das Nachvollziehen des im Text Diskutierten mit dem Buch von Heitz allein nicht möglich ist. Zum etwas unklaren Passus (S. 152) hinsichtlich spätantiker »Haarreißerszenen« wäre mit Anmerkung 816 jetzt nachzutragen: Verf., »Zerrbilder« – zur Behandlung von Fremden auf spätrömischen Münzen, Jahrb. RGZM 55, 2008, 429–448.

Die nächsten Kapitelüberschriften lauten etwas sapper »Wer hat hier die Hosen an? – Fremdenbilder an den Reichsgrenzen« (S. 154–164) sowie »Der Gefangene vor Augen. Feind, Vorfahr oder Gegenbild?« (S. 164–174) und beschreiben römische Denkmäler aus dem gallischen und germanischen Bereich sowie aus

Mösien. Auch hier kann der Autor sich auf Vorarbeiten berufen, welche in den Anmerkungen genannt sind und die er stellenweise diskutiert, allerdings merkt man auch hier, dass Fachliteratur nicht mehr systematisch nachgetragen wurde. Nicht immer sind Interpretationen des Verfassers schlüssig, etwa wenn er einen auf dem Tropaeum Traiani abgebildeten Wagen der Daker (Taf. 29, 4) als »Behausung« ansieht und daraus ableitet, hier seien Nomaden dargestellt (S. 169 f.). Auch weiß der Autor – im Gegensatz zu anderen – ganz genau, dass es »den Bildhauern und Auftraggebern dieses Monuments sicherlich nicht auf deren exakte Schilderung [sc. der Realia] und damit die genaue Charakterisierung eines bestimmten Volkes« angekommen sei. Die Überzeugung, bei der Darstellung ethnischer Erscheinungsformen sei generalisiert worden, zieht sich durch das ganze Buch, und selbst bei augenscheinlicher ethnischer Differenzierung findet Heitz eine Erklärung (s. z. B. S. 172, mittlerer Absatz) für das Gegenteil.

Es folgt sodann ein längeres Kapitel »Fremdendarstellungen in der Privatkunst« (S. 175–249). Hierunter versteht der Verfasser etwa die großen Kameen des Kaiserhauses oder die berühmten Silberbecher von Boscoreale, viel besprochene und beschriebene Kunstwerke, sodass er bei seiner Beschreibung darauf zurückgreifen konnte. Besprochen werden etwa auch die sogenannten Campanaplaten (S. 188–191), auf welchen es römische Triumphalsymbolik gibt, und schließlich die Sarkophage, insbesondere die Feldhernsarkophage sowie die Schlachtsarkophage, wo bekanntlich viele Barbarenbilder zu finden sind.

Wie die Interpretationen des Autors zu den Clementiaszenen und seine Deutungen auf Indutiae und Deditio sowie die damit in Verbindung gebrachten Amtsträger (S. 203–206, vgl. 115 f.) rezipiert werden, bleibt abzuwarten, die Argumentationslage für die Interpretation ist nicht stringent. Dass Heitz in Zusammenhang mit den auf den Sarkophagen des späten zweiten nachchristlichen Jahrhunderts halbnaakt dargestellten germanischen Kriegerern noch von einem »keltischen Topos« spricht (S. 215 f.), ist anachronistisch (vollkommen abwegig dasselbe S. 222 zum Großen Schlachtsarkophag Ludovisi: »Rückfall in den alten Keltentyps« [sic!]). Hier kann man bestenfalls von einem »Germanentopos« sprechen, welcher derartige figürliche Darstellungen seit augusteischer Zeit und den Anfängen des römischen Germanenbildes bedingt, und der den topischen Keltentypus zur fraglichen Zeit längst abgelöst hatte. Auch der vom Verfasser im Zusammenhang mit den stadtrömischen Sarkophagen der Markomannenkriegszeit noch genannte Torques spielte damals in der Barbarenikonographie praktisch keine Rolle mehr.

Die Interpretation der meist als Gefangenschaft gedeuteten Szene auf der linken Nebenseite des Sarkophags von Portonaccio als Überführung in reichsrömisches Siedlungsgebiet ist durchaus diskutierbar, nicht jedoch die Bezeichnung der Unterworfenen als »dediticii« (nochmals so S. 219), denn diese sind »dediticii« oder schlicht »dediti«. Die Seite 219 Anmerkung 1153 ange-

kündigte Entkräftung der Deutung der Barbarenpaare auf demselben Sarkophag im Sinne einer ethnischen Differenzierung (contra »Krierer 2004, 102 f.«) findet nicht statt, denn in der Folge geht es im Text um einen anderen Sarkophag, und die dazu von Verfasser vorgebrachte Deutung beruht auf einem in diesem Zusammenhang singulären Detail, nämlich dem als Rotulus interpretierten Gegenstand in der Hand der rechten Barbarin auf der Vorderseite dieses Sarkophags. Analog dazu trägt die linke Barbarin einen Säugling, und man fragt sich, warum nicht auch einen Rotulus, wenn es bei der Darstellung nach Ansicht von Heitz doch um den »Übergang von Barbarentum in die römische Gesellschaft« (S. 221) gehen soll.

Man wird angesichts der völligen Verschiedenheit der individuellen Trachten der beiden Barbarenpaare auch auf dem Sarkophag »Doria Pamphili 2.« vielleicht doch besser an eine ethnische Unterscheidung denken und eine ideale theoretische Konstruktion vermeiden. Eine solche scheint mir auch bei der Interpretation des Großen Ludovisischen Schlachtsarkophags (S. 222 f.) vorzuliegen, wo der Verfasser »eine gewisse Fürsorge für die Besiegten« zu erkennen glaubt, was für die inmitten des Schlachtgetümmels stattfindende Szene der Geste des Kinnfassens keinesfalls glaubhaft gemacht werden kann. Der von einem Römer so bedrängte Barbar bietet diesem vielmehr seine Hände zum Fesseln an.

Es folgen sodann (S. 225–233) Beschreibungen von Reitergrabsteinen mit Barbarendarstellungen, für die bereits umfangreiche Forschungsliteratur vorliegt. Gegen den Schluss hin und unter etwas gezwungen wirkenden und zum Teil unsauber getexteten Überschriften (wie etwa »Zivile Lebenswelten – Freude statt Feinde?«) bringt der Verf. (S. 233–238) zunächst noch »Monumentgattungen« beziehungsweise Objekte der Kleinkunst, auf denen Barbarenbilder vorkommen, um dann (S. 238–243) unter dem Titel »Elitäre Selbstdarstellung als Mittel sozialer Differenzierung« das »früheste Denkmal der nördlichen Provinz, das Darstellungen von Kämpfen unterschiedlicher Parteien zeigt«, das Juliermonument von St. Rémy, zu besprechen, an welches er das Relief-fragment von Bartringen (Luxemburg) – leider wiederum ohne Abbildung – anschließt. Schließlich werden (S. 244–249) einige Grabsteine von Einheimischen behandelt.

Es gibt zum Schluss zwar eine verhältnismäßig lang geratene Zusammenfassung (S. 251–266), aber der Autor versäumt leider, einen Index zu erstellen, der eine rasche Auffindung von Namen oder Begriffen ermöglichen würde. Sehr bedauerlich ist auch, dass Verweise – soweit sie vom Rezensenten überprüft wurden – zu falschen Seiten führen (z. B. S. 203 Anm. 1068 sollte richtigerweise auf »116 ff.« verweisen, nicht auf »118 ff.«), weil offenbar im Nachhinein noch Änderungen am Umbruch erfolgt sind, die Verweise aber nicht korrigiert wurden.

Auf die Zusammenfassung folgt eine Bibliographie (S. 267–294), danach der Abbildungs- und Tafelnachweis. Wenige Abbildungen sind im Text untergebracht, die meisten auf den Tafeln. Leider ist die Aussagekraft

vieler Abbildungen auf Grund kleinen Formates oder schwacher Qualität gering.

Als vorderes Umschlagbild wurde der »Germanenkopf Somzée« gewählt, den der Verfasser auf Seite 75 kurz beschreibt und dessen gängiger Frühdatierung (»etwa um 100 v. Chr.«) er kritiklos folgt, während er bezüglich der so frühen Datierung eines Germanenbildes – noch dazu eines mit Haarknoten – skeptische Stimmen als »unangebracht« abtut (S. 75 Anm. 376). Sollte man nicht vorsichtig sein bei der – allein auf stilistischen Erwägungen beruhenden – Zuordnung eines derartigen Kopfes mit »Suebenknoten« zu einem imaginären Denkmal, »das die Siege über die Kimbern und Teutonen kurz vor der Wende vom zweiten zum ersten vorchristlichen Jahrhundert feierte« (S. 75)? Denn nirgends in den antiken Quellen wird der Haarknoten mit diesen Ethnien in Verbindung gebracht. Dieser ist vielmehr erst zweihundert Jahre nach den fraglichen Ereignissen für ganz andere ethnische Gruppen überliefert, und seine ältesten Darstellungen lassen sich sonst erst der früheren Kaiserzeit zuordnen. Zudem sind die frühesten Germanenbilder überhaupt erst aus mittelaugusteischer Zeit bekannt.

Für neuere Literatur möchte Rezensent hinweisen auf E. Kistler, Funktionalisierte Keltenbilder. Die Indienstnahme der Kelten zur Vermittlung von Normen und Werten in der hellenistischen Welt (Berlin 2009), sowie D. Fraesdorff, Der barbarische Norden. Vorstellungen und Fremdkategorien bei Rimbart, Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen und Helmold von Bosau (Berlin 2005), da insbesondere zu Forschungsgeschichte, Methodik, Terminologie, »Vorstellungswelten«, Wertungskriterien etc. Zum Triumph s. jetzt H. Krasser u. a. (Hrsg.), *Triplici invectus triumpho. Der römische Triumph in augusteischer Zeit* (Stuttgart 2008); zu Nodusfrisuren neuerdings B. Haak in: S. Burmeister u. a. (Hrsg.), *Zweihundvierzig. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag* (Rahden 2007) 175–180. Nachtragen möchte ich auch noch den Katalog »2000 Jahre Varusschlacht. Mythos« (Stuttgart 2009), für welchen Christian Heitz (S. 20–29) »Zum Germanenbild der Römer aus archäologischer Perspektive« geschrieben hat, und Beatrix Günnewig (S. 30–34) »Zum Germanenbild der Römer aus literarischer Perspektive«. Der Rezensent seinerseits hat im Band »Varusschlacht« (Mainz 2009) »Das Germanenbild der Römer. Germanische Persönlichkeiten in der römischen Kunst.« thematisiert.

Dem Text hätte ein Lektorat gewiss gut getan. Der Autor wäre so vielleicht vor der nicht geglückten, tatsächlich sehr unübersichtlichen Gliederung seiner Arbeit bewahrt worden. Es gibt zu viele, oft überhaupt nicht notwendige Überschriften, die noch dazu manchmal zusammenhängende Inhalte willkürlich trennen. Hinzu kommt, dass ihre Auszeichnungen völlig inkonsequent sind und die im Inhaltsverzeichnis verwendeten Formate sich nicht mit den im Text verwendeten decken (geradezu chaotisch ist die Formatierung der Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis). Vollends problematisch wird es schließlich dann, wenn im Text vorkommende Überschriften im Inhaltsverzeichnis überhaupt fehlen,

wie jene der Seiten 43 oder 48. Derartige Fehler sind unverzeihlich und sowohl dem Autor als auch dem Verlag anzulasten, der sich mit dieser Publikation keine Empfehlung ausgestellt hat.

Ein Lektorat hätte aber auch die anderen bereits angekreideten Fehler korrigieren können, ebenso die vielen Tippfehler, Inkonsequenzen (»Jh.« vs. »Jhs.« bei Genitiv) und sprachlichen Unpässlichkeiten ausmerzen müssen, die stellenweise das Lesen erschweren. Das Buch von Christian Heitz hätte das durchaus verdient, denn trotz der hier vorgetragenen Kritik hat die Arbeit Potenzial und sollte von allen zur Hand genommen werden, die sich mit dem römischen Barbarenbild beschäftigen.

Wien

Karl Reinhard Krierer